

from Werkstatt Kultur, Klonen, 17. Januar, 1920, Klonenfabrik

DAS NEUE ZIEL

Halbmonatschrift für Kultur, Kunst, Kritik

I. Jahrgang

KRONSTADT Januar 1920

7. Heft

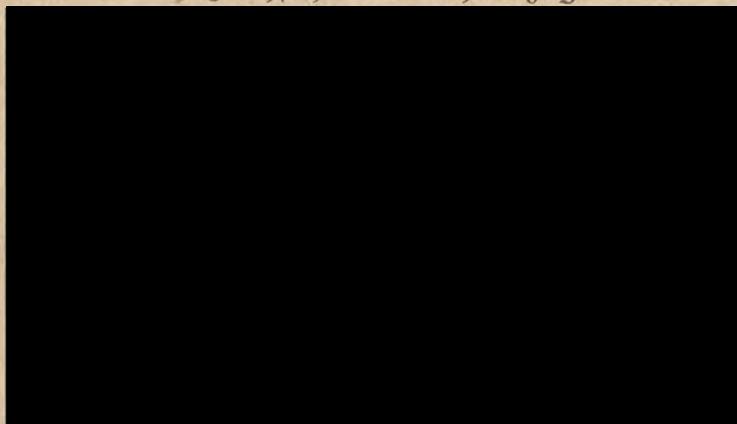


Hans Eder: Bildnis des Schriftstellers Franz Blei.

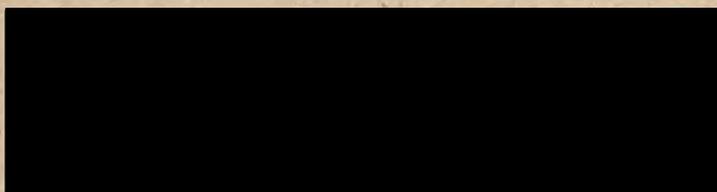
Zwei Gedichte

von Alfred Sperber

Frühfahrt im Schnellzuge



Ukrainische Steppe



Freundinnen

von Otto Mächer (Orfova)

Knapp vor der Brücke zügelte sie das Pferd. Sie konnte das Gepolter der schlechtgefügteten Bohlen nicht leiden, die unter den Tritten kippten und lärmten und dann zog sie auch das Wasser an, dieses seichte, jetzt im Hochsommer so zahme Gebirgsflüßchen, auf dessen Grunde man die grauen Steinforellen, huschen sah.

Das Pferd schnob mit geweiteten Nüstern, als sie es ins Wasser lenkte. Und dann scharpte es mit dem Vorderhuf, das Wasser spritzte und gluckste, nun bog es die Kruppe, trank ein paar Züge und schritt darauf in das Wasser hinein, mit hohen Füßen und vorgestrecktem Kopfe.

Sie aber neigte sich leicht vor und schaute auf das Blinken. Etwas Freudiges war in ihren Zügen, etwas angenehm Erregtes; sie hob auch nicht den Fuß aus dem Steigbügel, als das Wasser hinauflangte und leicht ihre Fußspitzen besprühete. Dann aber, als das Pferd in die Strömung gelangte, das Wasser in Wellen vor sich aufwarf, die oft hoch aufschnellten und einmal auch ihr Gesicht benezten, beugte sie sich im Sattel hinab und suchte mit gespreizten Fingern die Wellen zu haschen. Da kam das Pferd in seichtes Wasser und stieg auch schon das Ufer hinauf.

Ein Zögern spielte in den Zügen der Reiterin, wie es wieder der Straße zuing. Sie blickte das graue Band entlang, das einförmig und schattenlos zwischen Feldern hinlief und auf dem ein Ochsenkarren mit Geknarre heranwankte, dann wandte sie mit raschem Entschlusse das Pferd wieder dem Ufer zu, lenkte es unter die hohen Erlen und Ulmen, wo ein schmaler Pfad mit dem Fluße gleichlief. Und plötzlich spornete sie es heftig an und galoppierte in fliegendem Ritt den Pfad fort.

Als das Pferd wieder in Trab verfiel, schaute sie tiefatmend umher. Auf den Fluß, der bald glatt, bald in kurzen Kräuselwellen sie begleitend durch das Laubwerk schaute, in die fatten Schatten hinein, die unter den Bäumen zwischen Fluß und Feldern festsaßen und über das Gewoge der Maiswedel hinaus, das im Gelände auf und abstieg, von einem blendenden, flirrenden Leuchten übergossen.

Sie begann eben des Schauens müde zu werden, da hörte sie ein Plätschern vor sich, sah auch unter einem Gebüsch ein Bündel heller Frauenkleider liegen, einen sattroten Sonnenschirm darübergespannt, lächelte und lenkte ihr Pferd mitten ins Gebüsch hinein. Nicht über einer der Badenden hielt sie, das Pferd schnob, die Badende wandte sich erschreckt, schrie auf und erkannte die Freundin und nun begannen die zwei Mädchen die Reiterin wie toll zu bespritzen, bis diese lachend rief: „Hört auf, oder ich reite ins Wasser!“

Da schrien die Mädchen wieder und flüchteten. Und nun erst fragte die Ältere der Badenden erstaunt: „Wie kommst du hieher, Sidi?“

Diese klopfte lächelnd auf den Hals ihres Pferdes.

„Na ja, aber bei dieser Hitze reiten!“ sagte die Freundin wieder.

Da meinte Sidi: „Weißt du was, Mena, ich hätte Lust, mich mit dem Pferd im Wasser herumzuwälzen.“

„Was dir einfällt! Aber baden solltest du, wir sind auch erst jetzt ins Wasser gestiegen.“

„Ja, ich will mich abkühlen, mir ist fürchterlich heiß. Ich hab zwar kein Badekostüm, aber hieher kommt doch niemand und vor euch.“

„Aber Sidi!“ Die Freundin schaute sie groß an.

Sidi lachte. „Du meinst wohl, vor meinem Rappen sollt ich mich schämen? Ach, den binden wir abseits fest.“

„Nein, nein, das geht nicht!“ Mena warf einen raschen Seitenblick auf ihre junge Schwester. „Ich kann dir ja mein Badekostüm leihen, wenn du eine Weile wartest.“

„Brr! Masse Wäsche anziehen! Nein, — ich nehme mein Hemd, das genügt auch.“

„Und wie willst du dann nachhause kommen?“

„Wie?“

„Wie? Ich winde das Hemd gut aus, da schlägt die Masse nicht durch — oder ich hänge es fünf Minuten an die Sonne.“

Mena war noch immer nicht recht einverstanden und sagte zögernd: „Wenn du nichts anderes hast . . . du hättest auch deinen Badeanzug mitbringen können!“

Doch Sidi war schon vom Pferd geglitten, hatte dessen Zügel im Gebüsch festgeknotet, und begann sich rasch zu entkleiden.

Sie badeten, bis es nahe an Mittag war. Dann stand Sidi eine Weile im hellen Sonnenschein, unbeweglich wie eine Statue, schlank und groß und von dem weißen Leinen umfloßen, ihr etwas hageres Gesicht schärfer und dunkler wirkend, als es war.

Die anderen hatten sich inzwischen angekleidet und Mena sagte: „Wir gehen voraus, du holst uns doch rasch genug ein.“

Das Mädchen nickte und stand noch immer nachdenklich in der Sonne. Kaum aber waren die anderen verschwunden, kam es wie weiche Träumerei über sie, sie warf auch das Hemd ab, dann ging sie zum Pferd hin, schaute es einen Moment an und führte es dann ins Wasser, wo sie es am seichten Rand halten ließ. Noch immer seltsam bewegt, tätschelte sie den Hengst, machte noch leicht und frei einige Schwimmbewegungen, lief ans

Afer und kleidete sich rasch an. Und nach wenigen Minuten sprengte sie den Vorangegangenen nach.

Die kleine Schwester ging ein Stück voran, Mena und Sidi schritten zusammen; letztere führte das Pferd am Zügel. Da sagte Sidi, während sie zu Boden und auf ihre Fußspitzen schaute, die unter dem engen Reitkleid bei jedem Schritt weit vorlugten: „Du solltest eigentlich auch reiten!“

„Ich?“ Die Freundin drehte sich erstaunt um.

„Nun ja. Was hat man denn in diesem siebenbürgischen Nest anderes? Dieses Reiten gibt einem eine gewisse Herrschaft über sich selbst, man kann freier umher-schweifen, man hat an solch einem Pferd fast einen Freund . . . wir sind ja einsam genug.“

Mena seufzte. „Ja, einen Freund . . . aber ich darf doch nicht daran denken.“

„Und warum nicht?“

„Schau, bei dir ist das was anderes. Man weiß, du bist eine Offizierstochter, bist die Postmeisterin hier, hast keinen Anhang, keine Verwandten, kannst tun, was du willst, mein Vater ist hier Kaufmann, mein Großvater schon war es hier, wir stammen aus dem Ort, sind mit dem halben Ort verwandt, der Pope ist ein guter Freund meines Vaters — so darf ich denn nichts tun, was die Töchter des Popen nicht auch täten, was die des Sitariu oder eines anderen Dorfagnaten nicht wagten. Wenn ich mich heute als Reiterin zeigte, würde ich geächtet.“

„Achtet man deshalb auch mich?“

„Du bist ja nicht eine der Unseren. Du stammst aus einer anderen Welt, über deren Sitten zu richten man sich vorsichtig herumdrückt — du darfst es nicht mißverstehen — die Honoratioren des Ortes sehen dich nicht für ebenbürtig an, aber eben deshalb ist man auch weniger strenge mit dir!“

Sidi schwieg erst und sagte dann trotzig: „Man mag über mich reden was man will, ich würde doch das Reiten nicht aufgeben, mich von meinem Rappen nicht trennen. Denn weißt du, er ist mir ein Freund!“

„Geh, wie kann ein Pferd ein Freund sein?“

„Wenn man als Mädchen die Hoffnung aufgegeben hat, einen Mann als Freund zu finden, da klammert man sich sogar an die Zärtlichkeit eines Hundes.“

„Du mit deinen achtundzwanzig Jahren bist doch noch keine alte Jungfer.“

„Was denn? Ich hätte schon vor zehn Jahren heiraten mögen, zerlehne mich seit dieser Zeit und das zerstört rasch genug die Jugend“. Sie war voll Erregung.

„Was kann man tun, wir müssen doch warten!“ sagte Mena traurig.

„Warten!“ höhnte Sidi. „Und nähert sich uns wirklich ein Mann, von dem wir annehmen dürfen, daß er um irgend eines Vorteiles willen eine Verbindung mit uns beabsichtigt, so müssen wir kühn und erwägend sein, und wieder nur den wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Vorteil bedenken.“

„Freilich, da wäre man bald verheiratet, wenn man einen Mann bloß nähme, weil er uns gefällt“. Sagte Mena.

Sidi streifte sie mit einem mitleidigen Blick, dann schaute sie wieder seitwärts über die Felder hinaus. Und als spräche sie zur Landschaft, zu dem glühenden Sommertag, in dem alles Leuchten und Reifen war, fuhr sie fort! „Es ist ein Zittern in uns, wenn uns ein Mann naht, der uns gerne möchte. Es braust in uns auf, es erhebt sich etwas — das ist unser Mädchenblut, und das brennt nicht gleich nach einem dauernden Zusammensein, nur nach dem ersten Besitz des Mannes. Daraus erst möchten wir

das Erkennen und Erwägen des Mannes für den Lebensbesitz ziehen, möchten erst dauernd wählen, wenn unser Mädchenblut beruhigt ist. . . Warum schließt eine Verlobung nicht eine kurze Zeit gegenseitigen Besitzes in sich, damit wir die Eignung für die Ehe besser erkennen!“

Mena wandte sich um und schaute in hilfloser Überraschung die Freundin an. Dann grub sich eine scharfe Falte um ihre Mundwinkel und sie sagte: „Nein, was du sprichst! Wie kann man nur so etwas so offen sagen? Das ist ja, das ist ja — cynisch!“

Wieder war Hohn in Sidis Worten. „Also du meinst, ein solches Verlangen wäre Cynismus? Gut, dann will ich dir etwas erzählen, was dich darüber beruhigen soll. Siehst du, ich war einmal verlobt. Neunzehn Jahre war ich damals und mein Bräutigam war ein Leutnant aus Vaters Regiment. Anfangs waren wir so rechte Durchschnittsleute, verliebt, närrisch ausgelassen und sentimental. Aber nach und nach kam ein anderer Ton auf. Die Küsse sättigten uns nicht mehr, das Vorspiel dauerte uns zu lange. Die Küsse wurden wie ein Anschreiben des Anderen, und wenn ich mich wieder aus seinen Armen wand, war es mir, als wäre ich kein Mädchen mehr. Und küßten wir uns dann doch wieder, war es, als wiesen wir uns die Zähne in geheimem Hass gegenseitigen Ungenügens. Als wie zwei Eheleute, die sich voneinander getäuscht fühlen. Doch wieder stürmte es in uns, wieder kam das Verlangen, das leidenschaftliche Fragen. Und jeder meiner Küsse war dann eine bewußte, körperliche Hingabe. Dann kam plötzlich wieder das gegenseitige Quälen, das Müdwerden. Doch endlich war alles zu Ende, die Tante gab die Kaution nicht her. Unsere Entlobung war eine Erlösung. Ich aber kam mir vor wie eine geschiedene Frau, die seelisch und körperlich erschöpft, froh ist, wieder frei zu sein. . . und war doch vor der Gesellschaft nur ein Mädchen wie vorher. Aber für mich. . . Dabei hab ich nichts weiter durchgemacht, als eine Verlobung, in der schon die Grenzen gewahrt wurden. Die Grenzen . . . glaubst du jetzt noch, daß unsere Verlobungen die richtige Form haben, ja? Meinst du jetzt nicht auch, daß unsere Verlobungen der Ruin der meisten Ehen sind, nicht?“

Mena war peinlich still. Dann warf sie plötzlich den Kopf zurück, wieder erschien der verbissene Stolz auf ihrem Gesicht und sie sagte kühl: „Ich glaube, daß du immer zu zügellos warst. Das Reiten hat dir nie gut getan, du solltest auch jetzt nicht reiten. Es bringt dich nur auf verkehrte Gedanken.“

Sidi lachte laut auf. „So meinst du?“ Sie lachte noch eine ganze Weile hell und ausgelassen, brach dann jäh ab und sagte: „Ich vergesse ganz, daß ich noch essen soll, bevor ich ins Amt gehe. Du entschuldigst deshalb wohl, wenn ich voraus muß.“ Sie sah auf, winkte noch einmal Mena zu und flog dann in leicht geneigter Haltung und immer toller werdendem Ritte dem Orte. . .

Abends ging Sidi zu Mena hinüber. Die Post befand sich auf dem Hauptplatze des Ortes, wo rechts eine Baumanlage war, während gegenüber das Gemeindehaus und die größeren Kaufgeschäfte standen. Das Postamt selbst war in einem alten, weitläufigen Gebäude untergebracht, das zur Zeit der Militärgrenze für ein starkes Wachkommando erbaut worden war, wie ja damals überall an der siebenbürgisch rumänischen und banater Grenze größere Truppenabteilungen versammelt waren. Heute faßte die alte Kaserne außer dem Postamt noch das Stuhlrichteramt, die Gendarmerie und die Finanzwache.

Sidi durchschritt langsam die Anlagen, in denen es jetzt, trotz der Kleinheit des Marktfleckens recht lebhaft

zunging. Bekannte plauderten mit ihr, eine Strecke begleitete sie auch der Stuhlrichter, dann trat sie in das Vorgärtchen, hinter dem das Haus des Esendarin, Menas Vater, lag. Die Freundin war allein und unterhielt sich damit, durch die Hecke geborgen, die Promenierenden zu beobachten.

Es wurde langsam dunkler. Drüben, vom Laub der Linden halb verdeckt, flammten Lichter auf, die aber nur einen kurzen, trüben Schein warfen. Und in diesem Schein sah man Gestalten sich bewegen, Paare hingleiten, auf einer heller beschienenen Bank einige ältere Frauen, mit unnatürlich deutlichen und nichtsagenden Gesichtern, sitzen. Und sah, wie sie unaufhörlich und doch gelangweilt plauderten, nach Vorbeigehenden die Köpfe drehten und wieder schwatzten, träge und doch so wichtig.

Mena räckelte sich als die Freundin eintrat und sagte: „Man sieht dich jetzt oft mit dem jungen Stuhlrichter zusammen.“

„Findest du?“

„Ja, wo es nur möglich ist, spricht er mit dir. . . Und er ist doch ein verheirateter Mann.“

Zerstreut sagte Sidi: „Ich bedaure ihn.“

„Warum?“

„Wegen seiner Frau. Immer schleppt sie ihre drei Kinder mit sich herum, er kann mit ihr nie reden ohne Kinderlärm zu hören. Drei Kinder. . . hast du sie je auch anders als in hoffnungsvollem Zustand gesehen?“

„Aber Sidi, sie ist doch eine verheiratete Frau!“

„Der Mann sollte sich überhaupt nie mit den Kindern als Anhängsel zeigen. In großer Familie sieht er aus wie das eingefangene Raubtier, als wären die Kinder das Gitter, an dem vorbei er die Welt betrachten darf. — Manche Männer sollten überhaupt nicht heiraten.“

Mena mußte ihre Gedanken sammeln, bevor sie sagen konnte: „Und es wollen doch alle Mädchen heiraten!“ Sie lauschte hinaus, wo ein geziertes Männerlachen aufklang, sann wieder, dann sagte sie: „Heute hat mir Adamovits wieder geschrieben.“

„Ach, dein alter Verehrer?“

„Er schwärmt und schmachtet wieder und weiß doch, daß alles zwecklos ist. Vater gibt die Einwilligung doch nicht.“

„Wegen seiner Schulden?“

„Ja. Wenn er noch ein Offizier wäre oder ein Kaufmann, der Geld fürs Geschäft braucht. Aber ein Lehrer, den man sich durch eine solche Summe kaufen soll? . . .“

„Ihr verkehrtet aber doch weiter, als ihn dein Vater schon zurückgewiesen hatte.“

„Freilich, ich war so betört, weil ich ihn gerne hatte. Aber später kam eine Mißstimmung zwischen uns, er wurde so sonderbar, sagte, wir sollten Vater zwingen, daß er in unsere Heirat willige: sollten ihn überrumpeln. Und ich war nahe daran nachzugeben, so dumm war ich und so groß war mein Troß. . .“ Sie sprach bedrückt und tonlos, so daß Sidi sie kaum verstand.

Sie schwiegen eine Weile. Man sah ihre Gesichter nicht, denn es war fast völlig dunkel geworden. Nebenan fiel aus der geöffneten Geschäftstüre ein breiter Lichtschein, zwei Stimmen von behaglichem Humor erfüllt, schwirrten in dem Schein, hin und wieder hörte man auch das Flattern eines Nachtfalters, der geblendet in den Lichtstreif hineintaumelte.

Auf einmal sagte Sidi hart: „Es ist doch eigentümlich, daß fast jedes Mädchen, welches über fünfundzwanzig ist, seine Tragödie erlebte.“

„Ja, und stets mit einer leidenden Rolle darin.“

„Die es aber weiter leiden muß, in fortwährender, zerstörender Wiederholung, solange noch eine Spur Jugend und Begehren in ihm lebt.“

Nun schwiegen sie wieder. Beide schienen sie hinaus-zustarren, nach dem Lindenweg hin, wo es mählig still geworden war. Da wandte sich Sidi und fragte: „Du weinst?“ In einem müden, mitleidslosen Erstaunen sprach sie es. Und wieder war es still zwischen ihnen.

Plötzlich hatte sich Sidi erhoben, den Stuhl zurückgeschoben, und neigte sich weit im Dunkel gegen die Freundin vor und sagte: „Ich will nicht blos ein Werkzeug in dieser Tragödie des Alterns sein! Ich empöre mich! Und wenn ich auch noch mehr leiden sollte! Wenn ich nur nicht stumm bleiben muß! Wenn ich nur bewußt ins Unglück gehe!“

Nebenan traten die Sprecher aus der Türe. Da verstummte Sidi. Eine Gesellschaft kam, schritt laut und scherzend vorüber. Und als diese verschwunden war, ging auch Sidi.

(Schluß folgt.)



Morbleus Geheimnis

von Fritz Gutt

Morbleu ist mein Freund. Sein Gesicht ist schmal und spitzig, seine Augen liegen tief und leuchten seltsam, seine Haare fallen lang und strähmig herab. Auf der Straße ist er der Schrecken der kleinen Kinder und das geheime Entzücken der Frauen. Er aber sieht keine von ihnen an.

Morbleus Herkunft ist unbekannt. Man behauptet, seine Areltern seien von Frankreich eingewandert. Wenn man ihn danach fragt, zuckt er lächelnd die Achseln und schweigt. Er ist für sein Gefühl abkunftslos. Wenn er erführe, daß ihn die Erde eines Tages plötzlich ausgespicien habe, würde es ihn nicht wundern. So fremd steht er seiner eigenen Existenz gegenüber.

Ich besuche Morbleu eines Tages in seiner Wohnung. Ein livrierter Diener öffnet mir und führt mich in das türkische Rauchzimmer. An den Wänden hängen Dolche und Yalagane, auf dem Boden schwellen Teppiche, ringsherum ziehen sich andere, üppige Ottomanen. Eine Kaffeemaschine ist in Tätigkeit, der Rauch einer Wasserpfeife erfüllt den Raum. Morbleu begrüßt mich mit seiner gewohnten verhaltenen Herzlichkeit. Er hat mich irgendwie gern, das fühle ich. Aber er scheint mir, nie das ganz zu zeigen. Ich bekomme auch eine Wasserpfeife, der Diener ordnet noch einiges, mit unhörbaren Schritten das Zimmer durchmessend, dann verschwindet er. Wir rauchen und schweigen.

Nach einer Weile sagt Morbleu: „Heute sind es genau drei Jahre.“

Ich kenne ihn erst seit einem Jahr, weiß daher nicht, worauf er anspielt. Aber ich frage nicht danach. Ich weiß, wenn er es sagen will, tut er es von selber. Da beginnt er auch mit leiser, müder Stimme zu erzählen:

„Sie war die Frau eines Ministerialrates. Wie sie dazu gekommen, kann ich heute noch nicht begreifen. Sie war blond, süß, üppig, freundlich. Und ich machte damals die Liebeschule durch mit unerfülltem Verlangen nach immer Neuem, immer Seltsamem. So reizte mich der Gegensatz zwischen der steifen Würde ihrer Stellung, der unnachbaren Korrektheit ihrer gesellschaftlichen Haltung und ihrem heißen, dummen, jungen Blut. Die Situation war nicht immer ohne Gefahr, aber immer amüsant, manchmal grotesk. So, als der Ministerialrat mir dankte für

die ritterliche Beschützung seiner Frau gegen den Überfall eines frechen Passanten, den wir erlogen hatten, um das kleine blühende Mal eines allzu heißen Kusses auf ihren Lippen zu verschleiern. Der gute alte Herr war zärtlich besorgt um sie.

Dann brachte ich sie endlich dazu, Ernst zu machen. Sie erfand einen Besuch bei einer entfernten Verwandten in der Provinz, und wir fuhren zusammen nach K. Das war eine wunderhübsche Fahrt. Der Kondukteur hatte Weisung uns allein zu lassen, die Reise dauerte mehrere Stunden, wir nützten sie aus, um alle jene kleinen Freuden auszukosten, die nur ein Vorspiel sind und sein wollen. Noch nie hatte ich so viel wissende Unschuld, so viel begehrende Keuschheit erlebt wie in dieser mädchenhaften Frau. Dabei war sie eine reine und unverbildete Intelligenz, die nirgend künstlich Probleme suchte. Wir liebten uns — und fertig.

Ich bin, wie du weißt, etwas nervöser Konstitution. Damals war ich in einer Periode etwas ausschweifenden Lebens gewesen. War es nun die Folge der ungewohnten Reise Strapazen, war es die Reaktion auf die fortwährende Aufregung der Sinne durch die Spiele auf der Fahrt — ich weiß nicht wie es kam, kurz, als wir in K. angelangt im Hotelzimmer endlich allein sind, bin ich in der peinlichsten Verlegenheit. Erlasse mir es, Dir im einzelnen zu schildern, wie dies auf mich, wie es auf sie wirkte. Ich habe ja manches an Enttäuschung gesehen, ich weiß, wie bitter unerfüllte Hoffnungen sind, aber einen solch rettungslos vernichteten Ausdruck in den Augen kann ich mir nicht einmal bei jenen unglückseligen Verdammten denken, die nach Dantes Schilderung im Vorhofe der Hölle schweben, gewürdigt nicht einmal der Pein, weil sie ihr Leben hingebacht, ohne Haß und ohne Liebe.

Sie war stumm, tränenlos, in sich gekehrt. Ich versuchte sie zu trösten, selbst allerdings erbärmlich genug gestimmt, sprach von Ruhemühen, Morgen und so weiter. Endlich schien die Müdigkeit sie zu überwältigen, sie schloß ein. Auch ich warf mich aufs Bett und versank sofort in einen tiefen Schlaf. Ich muß sehr wirr geträumt haben, denn erst nachher kam mir zum Bewußtsein daß ich nachts einmal halb erwacht, die Lampe habe brennen und sie schreibend am Tische sitzen sehen. Damals hielt ich es wohl für Traum, oder hatte nicht die Kraft mich zu ermuntern.

Am Morgen lag sie tot in ihrem Bett. Sie hatte, weiß Gott wie so, ein kleines Fläschchen mit Gift bei sich gehabt und dies geleert. In ihrem Brief schrieb sie nur wenige kindische Abschiedsworte an ihren Mann und an mich. Zum Schluß hieß es: „Gott hat mich gerecht bestraft. Darum hat er mich zwecklos sündigen lassen“. Es gelang nur dem ganzen Einfluß des Ministerialrates, den Skandal zu unterdrücken. Er mußte mir angesichts des Bruches, meine Unschuld am Tode glauben, und mich sonst irgendwie gerichtlich zu belangen, wäre im Hinblick auf die Tote zwecklos und pietätlos gewesen. Aber der Mann haßt mich seither mit einem fürchterlichen Haß.“

Morbleu schweigt und blickt stumm in die feinen Rauchringe. Nach einer Weile frage ich:

„Und hierin liegt das Geheimnis deiner Frauenverachtung?“

Er nickt: „Ich habe die Lehre zu teuer bezahlt, daß der Mann nie geschickter genug sein wird, um die Dummheit der Frau richtig einschätzen zu können.“



Unsere großen Deutschen Tonsetzer

V.

Wolfgang Amadeus Mozart (1756—1791)

von Emil Hönigberger

Rafael-Michelangelo, die herrliche Renaissance der Italiener; Mozart-Beethoven, die noch leuchtendere Renaissance der deutschen Musik: Lichtklänge, ätherische Grazie erheben sich zu erschütternder, erhebendster menschlichen Offenbarung. Mozart-Beethoven: Beziehungen zum Unendlichen, zum Göttlich-Menschlichen, Einheit der Seele, trunken-drangvolles Übersichaffen, aufrauschende Tiefen, Vollendung.

Richard Wagner nennt Mozart den „Licht und Liebesgenius.“ Und wahrlich: Mozart ist das größte Wunder, welches die Menschheitsgeschichte kennt. Ein Lichtgenius, aber auch ein Genius erschütternder Tragik.

Es ist das Gewöhnliche, daß man Mozart bloß in seiner göttlichen Heiterkeit bewundert; aber unendlich bewundernswerter ist sein hinreißendes dramatisches Genie.

Mozart ist und bleibt der größte Musikdramatiker aller Zeiten.

Staunenswert ist die beispiellose Frühreise Mozarts. Diese Wunderkindschafft ist ein ewiges Rätsel. Daß diese Zeit so ohne Schaden für den großen Mozart vorüberging, ist das Verdienst Vater Mozarts, der ein kluger und begabter Musiker und einer der besten Pädagogen aller Zeiten war. Seine mustergiltige Erziehung überbrückte die gefährliche Entwicklungszeit und legte mit rührend heiligem Ernst den gesunden Grund zu Mozarts späterer, überragenden Meisterschaft.

Mit 3 Jahren konnte das Wolfert schon eine Reihe zierlicher Menuetts auswendig, die es am Klavier mit erstaunlich festem Takt spielte. Mit 4 Jahren komponierte er. Er spielte die Stückchen vor, und der Vater schrieb sie nieder und vermerkte jede Komposition mit genauem Datum. Dieses Klavierbuch befindet sich im Mozarteum zu Salzburg. Schon diese Kompositionen sind formal vollendet und sind der Beweis, daß es für Mozart von der frühesten Kindheit an, keine Schwierigkeiten gab. Er lernte spielend, das heißt, er konnte schlechweg gleich alles. Dies ist das phänomenale an ihm. Ein überzeugender Brief von einem Freund des Mozart'schen Hauses, des Musikers Schachtner, gibt treuherzig Bericht über diese früheste Jugend Mozarts. Ich setze ihn auszugsweise hierher:

„Einige sonderbare Wunderwürdigkeiten von seinem vier- bis fünfjährigem Alter, auf deren Wahrhaftigkeit ich schwören könnte.

Einmal trafen wir den vierjährigen Wolfsgangerl in der Beschäftigung mit der Feder an.

Papa: Was machst du?

Wolfg: Ein Konzert fürs Klavier.

Papa: Laß sehen!

Wolfg: Ist noch nicht fertig.

Der Papa nahm ihm weg und zeigte mir ein Geschmiere von Noten. Wir lachten anfänglich, aber der Papa fing hernach seine Betrachtungen über die Komposition an, er hing lange Zeit steif an dem Blatte, endlich fielen zwei Tränen, Tränen der Bewunderung und Freude aus seinen Augen. „Sehen Sie, Herr Schachtner, wie alles richtig und regelmäßig gesetzt ist, nur ist es so schwer, daß es kein Mensch zu spielen imstande wäre“. Der Wolfsgangerl fiel ein: „Drum ist's ein Konzert, man muß so lange exerzieren, bis man es treffen kann.“

Einige Zeit nach diesem bekam Wolfgang eine kleine Geige zum Geschenk. Herr Wenzel, der ein sehr guter Geiger war brachte 6 neue Trios, um sie mit dem alten Mozart zu spielen. Wir spielten diese Trios, und Papa spielte den Baß, der Wenzel die erste Violin, und ich sollte die zweite spielen. Wolfgang bat, daß er die zweite Violin spielen dürfte, der Papa aber verwies ihm seine närrische Bitte, weil er noch nicht die geringste Anweisung in der Violin hatte. Wolfgang sagte: „Um ein zweites Violin zu spielen, braucht man es wohl nicht erst gelernt zu haben“ und als Papa ihn fortschickte, fing Wolfgang bitterlich zu weinen an. Ich bat, daß man ihn mit mir möchte spielen lassen; endlich sagte der Papa: „Geig mit Herrn Schachtner, aber so stille, daß man dich nicht hört“. Bald bemerkte ich mit Erstaunen, daß ich ganz überflüssig sei; ich legte still die Geige weg und sah den Papa an, dem bei dieser Scene die Tränen der Bewunderung und des Trostes über die Wangen rollten; und spielte er alle 6 Trios. Als wir fertig waren, wurde Wolfgang so kühn, daß er behauptete, auch die erste Violin spielen zu können. Wir machten zum Spaß einen Versuch und wir mußten uns fast zutode lachen, als er auch dies spielte.“

„Das größte Naturwunder darf nicht im Salzburger Winkel bleiben; meine Pflicht ist es der Welt das Wunder Gottes zu zeigen“. Mit diesen Worten des Vaters, beginnt die Weltreise Mozarts.

Schon im Kloster Ips setzte der sechsjährige Knabe „Die Mönche“ durch sein fertiges Orgelspiel in andächtiges Erstaunen. In Wien bezauberte der kleine Orpheus alle Welt. „Es ist unbegreiflich“ heißt es immer wieder. Der ganze kaiserliche Hof war in das Bübchen verliebt. In Paris dasselbe Aufsehn Grimm schreibt über ihn: „Der siebenjährige Mozart ist eine so außerordentliche Erscheinung, daß man das, was man mit eigenen Ohren hört und mit eigenen Augen sieht, kaum glauben kann. Es ist dem Kind nicht nur ein leichtes, mit der größten Genauigkeit die allerschwersten Stücke auszuführen und zwar mit Händchen, die kaum eine Seite greifen können; nein es ist unglaublich, wenn man sieht, wie es eine ganze Stunde hindurch phantasiert und so sich der Begeisterung seines Genies und einer Fülle entzückender Ideen hingibt. Er schreibt und komponiert mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit, ohne sich dem Klavier zu nähern, transponiert und spielt jede Arie in welchem Ton man es verlangt. Ich sehe es wirklich kommen, daß dieses Kind mir den Kopf verdreht, und es macht mir begreiflich, wie schwer es sein muß, sich vor Wahnsinn zu bewahren, wenn man Wunder erlebt.“

In London pries man ihn als „das größte Wunder, dessen sich Europa und die ganze Welt überhaupt rühmen kann“.

Während seines Londoner Aufenthaltes, schrieb er mit neun Jahren seine erste Symphonie und was musikhistorisch noch merkwürdiger und staunenswerter ist, er führt eine neue Gattung in die Musik ein; die Klavier-sonate zu vier Händen.

In wenigen Tagen bildet ihn ein englischer Sänger zum vollendeten Gesangsvirtuosen aus. Mit seiner hellen Knabenstimme konnte Mozart bald die erstaunlichsten Koloraturen ausführen. In kurzer Zeit lernt er perfekt englisch, französisch, italienisch und Latein. Mit einem Wort: was er hörte und sah, wußte und konnte er schon auch. Für Mozart gab es eben keinerlei Schwierigkeit, kein Hindernis und dies ist es, daß man bei ihm nicht von einem Wunderkind sprechen darf, sondern schlechtweg von einem unerklärbaren Wunder.

Mit zehn Jahren hat er außer einer großen Zahl anderer Werke, ein Oratorium, die Oper „Apollo und Hyacinthus“ geschrieben, vier Klavierkonzerte, in denen sich schon der große Mozart ankündigt. In sein elftes Jahr fällt die Reise nach Italien, die ein beispielloser Triumphzug wurde. Sammartini und Padre Martini, die größten Meister der Zeit, bestätigten in begeisterter Weise die Wunderbegabung des Kindes. Der Papst verlieh ihm die Auszeichnung, wie dem großen Gluck, und machte ihn durch die Verleihung des Ordens zum goldenen Sporn, zum Ritter. Seine Oper „Mitridate“ ward der große Erfolg der Saison und verdunkelte den berühmten Haffse. Haffse selber sagte neidlos: „Der Knabe wird uns alle vergessen machen“.

Ich habe die Knabenerfolge eingehender behandelt, weil sie so einzigartig sind. Unser eigentlicher Mozart, ist nicht das Wunderkind, sondern der tiefe Geist und Mensch, der sich dann durch unendliches Leid, durch verzehrende Arbeit zum Großen, Ergreifenden, Göttlichen entwickelt hat. Ich will hier auch keine Lebensbeschreibung geben, sondern nur in Kürze auf sein großes Werk hinweisen.

Leider kennt man Mozart im Allgemeinen viel zu wenig oder man verkennt ihn völlig. Jeder Klavierspieler kennt seine formal vollendeten Sonaten, Phantasien und Klavierstücke. Wenn man aber weiß, daß er dieselben fast nur als Übungsmaterial für seine Schüler schrieb, wird man seine Bedeutung nicht in ihnen suchen. Kammermusik und Symphonie hat er unendlich bereichert, aber seine überragende Größe liegt in dem Musikdrama.

„Figaros Hochzeit“, „Don Juan“, „Zauberflöte“: Die drei unübertroffenen Meisterwerke auf dem Gebiete des Musikdramas aller Zeiten.

Zu diesen Werken hat sich Mozart schwer durchgerungen, hat durch Not und Armut, seiner „Göttlichen Heiterkeit“, seinem unverstiegbaren Schönheitschaffen, die abgeklärten Schöpfungen eines tragischen Weltempfindens hinzugefügt.

Mozart ist ein unbändiger Neuerer, ein Revolutionär in seinem Schaffen. Er baut auf dem Bestehenden auf, bringt aber ganz umwälzende Neuerungen und besonders in der Oper bricht sein kühner Geist alle herkömmlichen Schranken.

Schon in „Figaros Hochzeit“ macht sich die erregende Lust der Revolution in der Neugestaltung geltend. Der unvergängliche Glanz, die Heiterkeit sind durch höchste Dramatik und Schwung zu einem überwältigend belebten Gedicht verwoben. „Neue Freuden, neue Schmerzen“, „Dort vergiß leises Flehen, leises Wimmern“, das wundervoll geschwungene „Heilige Quelle reiner Triebe“, das große Finale im 2. Akt mit den überstürzenden Geschehnissen, sind genialste Leistungen, die je in einer Kunst gelungen, und der grandiose Schluß, in dem sich französischer Geist, italienischer Formenadel und tiefe deutsche Empfindung zu unvergleichlicher Einheit zusammenschließen.

Don Juan. Hier hat ein Problem der Menschheit vollendete Gestaltung erhalten. Faust, das Ringen der geistigen Kräfte, Don Juan, das Ringen der sinnlichen Triebe. Don Juan ist die hinreißende Naturkraft, die alle Welt durchflutet. In ihm toben die sinnlichen Gewalten. Don Juan ist aber auch eine revolutionäre Kraft, die allem Glauben, allem Überirdischen verwegene Stand hält. Unheimlich ist die Kirchhofscene, wo in Don Juans beißenden Spott, die Geisterstimme erschreckend gewaltig hereindröhnt: „Berwegener, gönne Ruhe den Entschlafenen“. Wie dann die Bildsäule mit hartem Schritt anstapft und der steinerne Gast mit Don Juan ringt, bis der verwegene Spötter in die Flammen der Hölle ver-

sinkt, ist in Mozarts Tönen über alles geistigere Dramatik. Gounod sagt: „Don Juan bedeutet schlechtin den Gipfel, über den hinaus kein Weg mehr führe“. Alles ist hier vollendet: die Harmoniefolgen, deren Unheimlichkeit das Blut erstarren machen, die unvergleichlich folgerichtliche Ruhe des dramatischen Aufbaues, die Steigerung bis zum Zweikampf mit dem steinernen Gast. Alles, in diesen Szenen atmet Grauen, die Instrumentierung im grausigen Malen, die drohende Rhythmisierung, die auf und abwogenden Tonfluten voll harter, unerbittlicher, düsterer und hinreißender Gewalt. Das Entsetzen kann nicht überboten werden.

Zaubersflöte. Richard Wagner sagt: Der „Deutsche kann die Erscheinung dieses Werkes nicht erschöpfend genug würdigen. Bis dahin hatte die deutsche Oper so gut wie gar nicht existiert; mit diesem Werk war sie erschaffen. Welch göttlicher Zauber weht vom populärsten Liede bis zum erhabensten Hymnus in diesem Werke! Welche Vielseitigkeit, welche Manigfaltigkeit! Die Quintessenz aller edelsten Blüten der Kunst scheint hier zu einer einzigen Blume vereint und verschmolzen zu sein. In der Tat, das Genie tat hier fast einen zu großen Riesenschritt, denn, indem er die deutsche Oper schuf, stellte er zugleich das vollendetste Meisterstück derselben hin, das unmöglich übertroffen, ja dessen Genre nicht einmal erweitert und fortgesetzt werden kann“.

In diesem Werke lebt der ganze Meister. In der jubelnden Heiterkeit, der geheimnisvollsten Feierlichkeit, in der lichtvollsten Liebe, der verklärtesten Religiosität erscheint uns der allesumfassende, fast überirdische Geist des Lichtgottes Mozart.

Unmittelbar aus dem Tempel der verklärten Menschlichkeit der Zaubersflöte, treten wir in das Reich des Todes: Requiem.

Mozart war nach der ungeheuern Arbeit der letzten Jahre erschöpft. „Ich merke an dem, wie ich mich fühle, daß die Stunde schlägt. Ich bin im Bereich des Todes“. Er wollte das angefangene Requiem, seinen Schwanengesang zu Ende führen und spannte seine letzten Kräfte verzweifelt an. Er fühlte den Griff des Todes, rang mit ihm bis zum letzten Augenblick. Vergebens, das Requiem blieb unvollendet.

Draußen heulte der Sturm, als er nach Mitternacht, am 5. Dezember 1791 verschied. Am 6. Dezember wurde er hinausgeführt. Nur wenige Freunde folgten, seine Frau lag krank darnieder. Das heftige Schneetreiben wurde zum Sturm und auch die letzten Freunde verließen den Sarg vor dem Friedhofstor. So stand kein einziger an der Gruft, als man ihn in ein allgemeines Armengrab versenkte. Niemand weiß, wo er begraben liegt. Der Lichtgenius entschwand, aber sein Licht strahlt nach, wie ein Komet, dessen Lichtfülle unermesslich ist.



Tischreden

von Dr. Martin Luther

Deutschland ist ein sehr gut Land, hat alles genug, was man haben soll, zu erhalten dies Leben reichlich. Es hat allerlei Früchte, Korn, Wein, Getreide, Salz, Bergwerk usw. und was aus der Erden zu kommen und zu wachsen pflegt; es mangelt nur daran, daß wir's nicht achten, noch recht brauchen, wie wir billig sollten, Gott zu Ehren und dem Nächsten zu Nutz, und ihm nicht dafür danken; wir mißbrauchen's vielmehr aufs allerschändlichste, viel ärger

denn die Säue; Gott gibt alles mildiglich und reichlich, also daß niemand billig zu klagen hat, und fordert nichts anders von uns denn nur allein, daß wir ihm gehorsam seien und ein Deo gratias sagen.

„Die Bauern sind nicht wert so vieler Wohltaten und Früchte, die die Erde bringet und träget. Ich danke unserm Gott mehr für einen Baum oder eine Staude, denn alle Bauern für alle ihre Acker.“

In der Pestilenz hier wollte kein Bauer Holz, Eier, Butter, Käse usw. hereinführen, da mußten wir statt einer Plage zwei leiden, nämlich Pestilenz und Hunger. Wenn sie es aber draußen hatten, mußten wir's von ihnen auflesen.

Anno 1538 am 23. Oktobris ward Dr. Martino als neue Zeitung geschrieben, daß ein Bauer hätte sein Getreide in eine Stadt geführt zu verkaufen. Da er's aber zu teuer geben wollt, wollt es niemand kaufen. Soll er gesagt haben: „Ich will's nicht billiger geben, eher will ich's wieder heimführen und die Mäuse lassen fressen.“ Da er nu heim kommen, wäre ein solcher großer Haufe Mäuse ins Haus allenthalben zugeschneiet, daß sie das Getreide alles aufgefressen hätten. Darnach, da er hinaus zur Saat zu flohe, fand er, daß sie von Mäusen abgefressen war. Aber andern Bauern wäre nichts wiederfahren. Da sagte Dr. Martin: „Ist's wahr, so ist's gewiß Gottes Rache und Strafe und leider der undankbaren Welt ein Zeichen des Jorns.“

Anno 1539 war Dr. Martinus sehr zornig und heftig wider den Geiz der Bauern, die das Getreide hinschütten und liegen lassen, bis es teuer werde, daß sich, gottlob, sprach er, drei Bauern bereits gehängt haben. Solche Gesellen, so das ganze Land berauben und schänden, sind solcher Strafe wert. Denn diese Teuerung ist eine mutwillige Teuerung. Gott hätte noch genug gegeben, es wächst auch noch alle Tage; nur, daß uns der Teufel beseßen, mutwillig Teuerung zu machen, werden Mörder und Diebe an unserm Nächsten. Denn Christus wird an jenem Tage sagen: „Ich war hungrig, und ihr habt mich nicht gespeiset (Matth. 25, 42).“ Denke du nur nicht, daß du der Strafe entgehen werdest, daß du das Getreide so teuer verkaufst, denn du bist an des Armen Tode und Verschmachtung eine Ursach; der Teufel wird dich holen. Welche nu Gott fürchten und vertrauen, die bitten ums tägliche Brot und wider diese Räuber, auf daß sie zuschanden werden, oder sich bessern.

Der Adel hat eine feine und ehrliche Nahrung, dergleichen auch der Bauersmann. Denn der Ackerbau ist eine göttliche Nahrung, und die lieben Patriarchen haben diese Nahrung auch gehabt, diese Nahrung kömmt stracks vom Himmel herab. Aber was tut der Adel? Sie scharren und krazen und wuchern, denn sie wollen ihre Kinder zu Fürsten und Herren machen. Es geizet mancher darum so sehr, daß er gern wollt seinen Kindern jährlichen Einkommens ein 10 000 Gulden zuwegen bringen. Darnach geraten die Kinder übel und bläst unser Herr Gott dann in das übel gewonnene Gut, daß es alles zerstäubet und zerflieget. Ach, daß man mit Stehlen will reich werden! Dabei kommt doch nichts heraus!

Reichtum ist das geringste Ding auf Erden und die allerkleinste Gabe, die Gott einem Menschen geben kann. Was ist's gegen Gottes Wort, ja, was ist's auch nur gegen leibliche Gaben wie Schönheit, Gesundheit, und gegen Gaben des Gemüts, wie Verstand, Kunst, Weisheit. Dennoch trachtet man so emsig darnach und läßt sich keiner Arbeit noch Mühe und Gefahr verdrießen noch hindern. Darum gibt Gott gemeiniglich Reichtum den Eseln, denen er sonst nichts gönnet.



Ernst Königberger

Orig. Lith.

Deutschland ist gewesen, was es gewesen ist. Die große äußerste Bosheit wird täglich reifer zum Schlachten. Es muß entweder der Türke oder ein jämmerlicher Krieg tun und ihm den Garaus machen. Ich hab mich willig drein geben, mit zu leiden. Wollen wir nicht leiden, daß man unsere Sünde strafet mit Worten, so werden wir die Strafe mit der Tat und Pein müssen leiden.

Deutschland ist reif zu einer weidlichen Strafe und Plage denn es reizet Gott zu sehr, übertreibt's zu sehr. Aber laßt uns beten und anhalten und nicht ablassen, denn der Herr tut den Willen derer, die ihn fürchten, und erhöret ihr Gebet, wie der 145. Psalm (Vers 19) sagt. Er hat's ja bewiesen. Wie lang hat der Friede als an einem Seidenfädlein gehangen in so viel Mächenschaften und blutigen Ratschlägen der Widersacher und ist erhalten worden wider alle Hoffnung! Gott hat ihnen Widerstand getan, ihnen gewehret und ihre Macht gebrochen und ihre Anschläge zunichte gemacht.

Es ward gesagt, daß den 14. Aprilis 1539 frühmorgens rings um die Sonne her wäre gesehen ein Hof wie ein Regenbogen. Da sagte Dr. Martinus: „Es ist gewisser den gewiß, daß Deutschland wird in Kürze eine große Schlappe nehmen und Strafe leiden, die wir ja selbst jämmerlich und erbärmlich heraufbeschwören mit Verachtung Gottes Worts, Gottelästerung. Krieg und Teuerung sind vor der Tür.“ Er sagte ferner, daß ihm ein Schreiben zugekommen wäre, daß in der ganzen Stadt Torgau nur noch übrig wären 19000 Scheffel Roggen und Weizen. „Gott helfe uns! Es ist gar übel hausgehalten!“

Anno 1539 Sonntags Reminiscere tat Dr. Martinus Luther eine ernste Vermahnung, um Frieden zu bitten in diesen sehr gefährlichen Zeiten, da wir gar wunderlicher Weise in zwanzig Jahren Frieden gehabt haben, da doch keine Zeit, wenn das Evangelium gepredigt ist worden, solange Frieden gewest ist. „Lieber Gott, behüte uns vor Krieg, der das Land und alle Stände wüßt machet! Gib uns lieber eine starke Pestilenz dafür, darin doch die Leute fromm sind und die Religion, Polizei und Ökonomie, die Kirche, rechte, reine Lehre, weltlich und häuslich Regiment nicht so verwüßtet und verstöret, korrumpiert und verfälschet werden!“

Sie haben's wahrlich im Sinn wider das arme Deutschland. Ich glaube nicht, daß unsere Nachkommen werden Frieden haben. Gott wende seinen Zorn gnädiglich von uns ab, denn Krieg ist der größten Strafen eine, als der zerstört und wegnimmt die Religion, weltlich und häuslich Regiment. Alles liegt darnieder. Teuerung und Pestilenz sind wie Fuchschwänze, ja nicht zu vergleichen mit Krieg. Sonderlich Pestilenz, ist die gnädigste und lindeste Strafe. Drum wählte David unter den drei Strafen die Pestilenz, wollte lieber in Gottes denn in der Menschen Hände falten; der wäre doch gnädig.



Zwei Gedichte

von Ady Endre

Der heutigen Propheten Fluch

Erniedrigter als der Erniedrigste
 Untersuche ich Auge, Muskel, Gemüt:
 Wo ist des Propheten Narrenfieber,
 Welches aufheult, zum Himmel rast?
 Also auch die Flüche haben ein Ende?

So sind wir in die Hölle gerissen,
 Als ob wir nie die Mut unserer Stimme
 Nach Peitsche und Bekehrung erhoben hätten?
 Noch nie mordeten Engel des Herren
 In solcher Weise die Vergangenheit.

Schon wissen wir nicht, was wir verloren,
 Neuer Verluste Sorgen morden uns nicht,
 Erstarrter Traum ist all unser Tun
 Und jeder Traum eine erstarrte Tat:
 Und wir sind hilfloser als der Teufel.

Gottes hoher Sproß, der Mensch,
 Schon aller Tiere, Spott
 Und selbst die Propheten stottern nur.
 Eine tiefere Hölle, noch mehr Nichts,
 Dies gib, Berühmter, dies gib, Du Gott!

Das große Bachanal

Die Erde ist gedeckt: eßt euch satt;
 Welt rase, aller Höllen Hölle
 Rang sich empor an dir.
 Ob du wolltest, ob du nicht wolltest:
 Mit Raben und irren Hunden
 Ist das Mahl bereitet, die Einheit da.

Roter Wein im Schädelbecher,
 Leer ihn Welt bis zum Grund,
 Trink ihn leer, heldisch und entschlossen:
 Jetzt ist es alleseins, rase jetzt zu Ende,
 Entlang am Wahn des grünen Blutfeldes.

Narr, jetzt keine schüchterne Bescheidenheit!
 Es reißt alles Gewebe, reißt,
 Das erträumte: Alles-Alleseins ist da.
 Schwören wir auf das Alleserlaubte,
 Unsere Haut ist doch nur des Teufels Haut;
 Prassen wir und dann: vorwärts!

Bachanal, so sei es Bachanal!
 Es ist so alleseins: leben oder nicht leben,
 Ob der Mensch feige, oder ein Held,
 So alleseins: gibt es denn noch Schlichte,
 Und gibt es denn noch Ehrenhafte?

Mein Heroldstiefel ist zwar beschmutzt,
 Aber ich komme mit einer Freudennachricht:
 Brüll Tor und heule Stadt,
 Verflucht alles, der Tag ist da
 Und wem es ein Erwachen gibt,
 Soll ohne Fluch nicht sterben.

Das Gewebe der ganzen Welt ist zerchliffen
 Und ich rumore noch immer
 Elend an einem Gedärmefaden baumelnd?
 Was scheert uns das Gewesene?
 Die Erde ist gedeckt: eßt euch satt,
 Bis zum Aß genieß dies große Bachanal!

(Übersetzt von E. H.)



Sechs Lieder aus der Front

von Heinrich Zillich

Stille an der Front

So müde Schritte geht der graue Tag —
so leis und langsam schwindet er von uns,
daß wir nicht fühlen, wie die Nacht uns naht.
Nun ist es dunkel
und der Wind erwacht,
und singt im Drahtverhau ein heimlich Lied.
Dem horchst du zu —
Wie kommt's, daß du erbebst
bei dieser Drähte leisem Klingen?

Noch?

Alle tragen wir eine Sehnsucht mit,
die wird größer von Schritt zu Schritt.
Jeder trägt in weher Brust
lippenzerbissene, heiße Luft.
Schwarz liegt die Nacht in unserm Graben.
Trüb sind die Lichter, die wir noch haben,
grau sind die Höhen, die uns umragen,
schwer die Jugend, die wir tragen.
Oft horchen wir, wie ein Joch
drückt die Frage: liebst du mich noch?

Schwere Tage

Wer hilft uns diese graue Last zu tragen,
wenn sich die Zeit in kurzen Stunden fängt
und ruhen bleibt in diesen schweren Tagen,
als hätt' die Flügel jäh' ein Licht versengt.

Und ist doch manchmal in der Bäume Kronen
auch heller Sonnenschein gebannt,
wer fühlt's von uns, die wir hier schweigend wohnen,
so sehr der Tiefe, die uns birgt, verwandt?

Abende

In den Abenden an der Front
ists ruhig oft — flüstert die Stille —
bist du der Abende ungewohnt,
feiert dein Wille?

Ist der laute Tag — fühlst es du —
Born deiner Kräfte,
weil in der heiligen Ruh
Furcht dein Segel raffte?

Ein Augenblick

Ein Streifen Sonne auf erfrorenen Händen —
Wo kams nur her?
Lasse es tanzen, als könnt ihr verschwenden
und bin doch so freudeleer.

Ein Streifen Sonne — ein kurzes Blitzen
mehr war es nicht;
und doch schien ich weitwo ein Glück zu besitzen
Ich staune: es gibt ein Licht!

Sinken

Meine Sehnsucht ist ein machtlos Kind geworden
das sich nach hohen Früchten reckt,
sie ist ein Narr — der, weht der Wind aus Norden,
auf brachem Feld nach Rosen schmeckt,
und doch nicht glaubt! — die Nächte tragen Schleier —
und bergen dunkles Freuen im Schoß,
mir wird ein jeder Funke Lichtes teuer
und langsam schreit' ich auf den Abgrund los.



Rundschau

Michael Weiß, Stadtrichter von Kronstadt

Fünf Aufzüge mit einem Vorspiel, von Adolf Meschendörfer

Ein Werk, das wir, Jüngere, uns in einer Hinsicht
zum Vorbild nehmen sollten! Jede Seite — ein
Stück, liebevoller, ernster Arbeit. Zähne Gewissenhaftigkeit
in der Durchführung der Gedanken, strengste Selbstkritik,
richtiges Einschätzen der eigenen Kräfte — wenigstens,
nie, ihr Überschätzen: — diese Vorzüge fehlen vielfach
Neueren, die oft Behaglichkeit und Überhebung unter
einem „originellen“ Deckmantel verbergen. Diese Lehre
ist's, was uns vor allem Adolf Meschendörfers Theater-
stück gegeben hat!

Michael Weiß ist entschieden der prägnanteste Charak-
terkopf in der Kronstädter Chronik. Jedenfalls ist sein
Leben noch das Einzige, das halbwegs den Stoff zu einem
nationalen Schauspiel bietet. Zu einem regelrechten Drama
genügt es dennoch nicht; Adolf Meschendörfer hat das
auch sofort erfaßt und diese nähere Bezeichnung in seinem
Werk unterlassen; hieraus schon erscheint, daß es ihm
mehr darum zu tun war, einen unvergänglichen Typus
zu schaffen, als die Literatur mit einem klingenden Schau-
spiel zu beschenken.

Dies schicke ich voraus, bevor ich meine näheren
Bemerkungen lose aneinanderreihe: die Schwächen sind
hier durchwegs die des Stoffes, wie sämtliche Vorzüge die
des Verfassers sind.

Selbstverständlich tritt die Handlung vor der
Charakterisierung zurück: denn Konflikt ist beinahe
keiner da. Weiß hat einen impulsiven, herrischen Charakter;
setzt Alles durch. Opponiert wird nur zum Schein. Fronius,
Nadescher, Draudt — sprechen viel, halblaut; wenn's ernst
wird, ducken sie sich. Die ganze Szenenreihe dient somit
nicht zur Schürzung des Knotens — wie es in einem
Drama erforderlich wäre — sondern zur Zeichnung des
Helden. Jeder Auftritt fügt einen neuen Zug in Weißens
Bild. Und dies Bild ist vollendet. Alle Schwächen —
und alle Größen. Hier die peinliche, impulsive Szene mit
Balthasar; dort wieder die, wie ein feierliches Maestoso
klingende Rathausrede. (Sie ist, in ihrer archaischen
Hehre, das künstlerisch Wertvollste!)

Die groß ausgebauten Volksakte sind für das
dramatische Gemälde künstlerisch notwendig gewesen. In
einem Drama hätten sie gestört: hier bilden sie den
mächtigen, leuchtenden Hintergrund zur Hauptfigur. Diese
Schöpfungen Meschendörfers ragen über den Genre „Volks-
akt“ weit heraus; sie sind wahre kulturgeschichtliche
Dokumente. Vielleicht sind es die besten Seiten sächsischer
Kulturgeschichte, die bis jetzt geschrieben wurden. Breiter

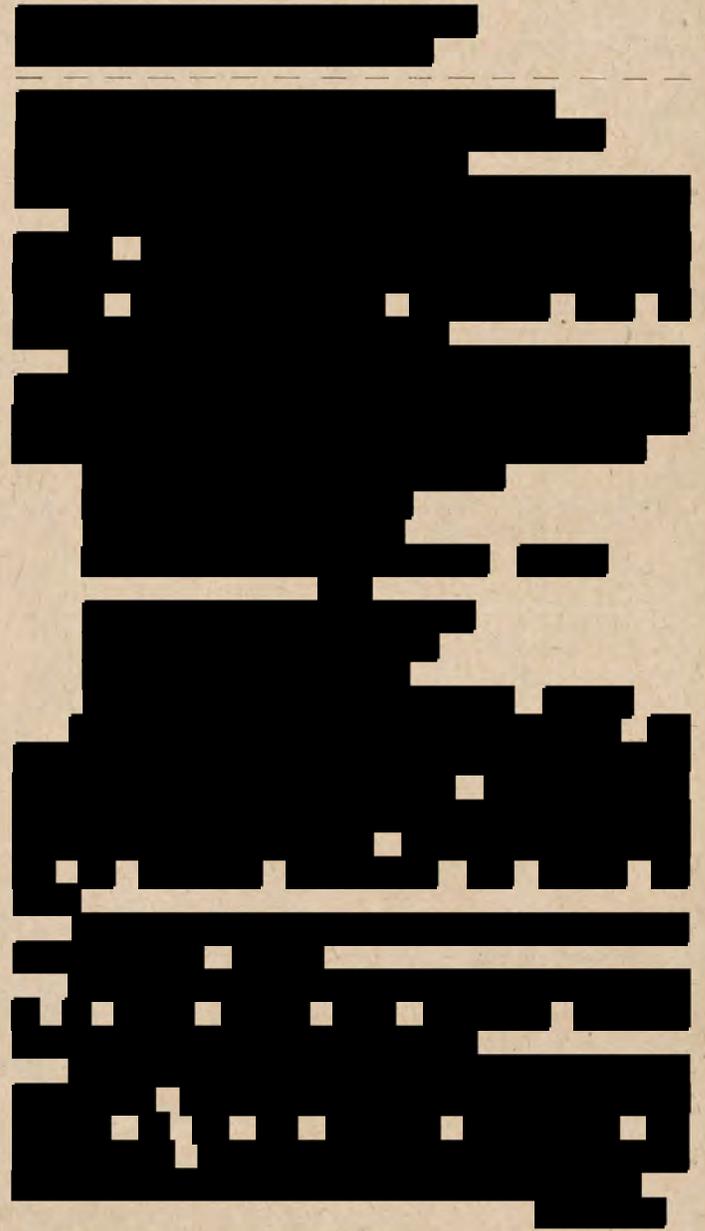
Fluß, dick aufgetragene feurige Farben (es wäre als tauchte Meschendörfer oft seinen Pinsel in Shakespeareische Farben! — Coriolan!) — dies ihre Eigenschaften! . . .

Eine besondere Besprechung verdiente die Sprache, in der das ganze geschrieben ist. Adolf Meschendörfer gelangt — nach scheinbar jahrelangem Studium, — zu einem synthetischen Deutsch, das die Reize der alten mit der Concision der neuen Sprache vereinigt. Der natürliche Eindruck, den sämtliche Personen des Stückes machen, wird dadurch stark erhöht. Der Verfasser hat auch die seltene Gabe, überall Haus zu halten: es fehlen die pathetischen Überladungen der Dilettanten. Es ist da kein Wort, das nicht seinen Zweck hätte! Der technische Aufbau entspricht allen aesthetischen und dramatischen Forderungen. Ich erlaube mir jedoch zu bewerkeln, daß, meiner persönlichen Meinung nach, die Einschaltung des Prologes in das Stück selbst (bei Zusammenfügung der gekürzten zwei ersten Akte zu einem zweiten Akt mit zwei Szenen) günstiger gewesen wäre. Ebenso die Hinzudichtung einer Schlachtszene in den Schlußakt, die dem Ende Weißens jene tragische Größe verliehen hätte, die eine einfache Erzählung nicht übermitteln kann. — Aber auch darin, daß er Weißens Nekrolog in den Mund seines Feindes Fronius legt, beweist Meschendörfer sein dramatisches Können. Er hat überhaupt das beste Theaterstück der sächsischen Litteratur geschaffen.

Emil Rücker.

Das Tor der Zukunft

Gedichte von Egon Hajek



Renoir †

(1844—1919)

Neben Nizza, im sonndurchglänzten Cagnes starb Renoir, der große Impressionist, 75 Jahre alt.

Er war begeistertes Mitglied der von Manet gegründeten Gesellschaft, die nach dem Café Guerbois benannt wurde. In diesem Café kamen die Führer der impressionistischen Bewegung zum Meinungsaustausch zusammen; Monet, Sisley, Degas, Antoin Pronet, Zacharie Astruc, Berthe Moirizot, Eva Souzald und Zola.

Renoir war eine bekannte Gestalt des Montmartre und blieb diesem treu, als man ihn schon „Vater Renoir“ nannte. Jedermann kannte ihn hier als gutnütigen selbstlosen Menschen.

Anfangs war er mit Monet und Sisley zusammen Schüler des Historienmalers Gleyr, aber gar bald geriet er völlig unter den Einfluß Courbets und Manets.

Auf jedem Malgebiete hatten die Impressionisten hervorragende Vertreter. Während Monet und Sisley Sonne und Licht nachjagten, Pissaco insbesondere die Bewegtheit der Boulevards malte, Degas die raschen Be-

wegungen, Ballett und Wettrennen interessierte, andere wieder den Eindruck des künstlichen Lichtes untersuchten, trachtete Renoir vornehmlich den Menschen, Portrait, Akt, Halbakt in einem bestimmten Moment festzuhalten.

Die beiden Hauptmotive der Impressionisten: Farbe und Bewegung interessierten ihn weniger, als Bildnis und Akt. So ist seine Hauptkraft die Zeichnung und so konnte Meier-Gräfe ihn mit Recht mit Rubens vergleichen.

Am wertvollsten sind wohl seine Kinderbildnisse und Akte, in welchen er eine bewunderungswürdige Zartheit und empfindsame Plastik entwickelte.

In den letzten Jahren reiste er viel herum, suchte überall, in der Provence, in Italien und Afrika die Sonne, bis er sich im herrlich gelegenen Mittelmeerstädtchen Cagnes niederließ. Hier vollendete er sein arbeitsreiches Leben in einem von Olbäumen umrankten Häuschen.

Ein Schlagfluß hatte seine rechte Hand gelähmt. Er faßte aber den Pinsel mit seinen verkrampten Fingern, ließ seinen Rollstuhl vor die Staffelei schieben, arbeitete unentwegt weiter und betonte zufrieden, daß er ständig gute Fortschritte machte.

Sein langes Leben ließ ihn bei der Wiege des Impressionismus dabei sein, er wurde der Verspottung und Zurückweisung teilhaftig, erlebte den vollständigen Sieg der Richtung und sah, nach dem Einsetzen neuer Richtungen auch den Niedergang des Impressionismus.

Dies ist ja schließlich jeder Richtung Schicksal und jedes langen Künstlerlebens Tragödie. Aber was über den Richtungen Ewigkeitswerte besitzt, bleibt, so auch ein gut Stück von Renoirs reichem Lebenswerk. E. S.

Kronstädter Liederkränz

Volkstümlich, anspruchslos, dabei mit voller Liebe veranstaltet war die Neujahrsunterhaltung des Liederkränzes. Die Mitglieder dieses Vereines sind von jeher opferwillige und fleißige Sänger, die ihre sittliche große Freude an dem Blühen ihres Vereines haben. Der neue Chorleiter Lorenz entwickelt Eifer, pädagogische und musikalische Tätigkeit in erfreulicher Weise. „Rosmarin“ von Brahms und die „Ballade“ waren mit so präziser Aussprache, mit so großer Sicherheit der Einsätze gesungen, wie wir es vom Liederkränz noch nicht gehört haben. Leider kam das Klangliche bei der geradezu abscheulichen Akustik der Redoute gar nicht zur Geltung. Besonders litt die Sinfonie-Concertante von Mozart unter diesen widrigen Umständen. Neben schlechter Akustik, schlechtem Klavier, schlechter Klavierspielerin, zu großer Länge (in dem bunten Programm) konnten die begabten Geschwister Lorenz nicht ihr Bestes leisten. Besonders überraschte uns Herr Kapellmeister Lorenz als ganz vorzüglicher Violaspieler. Harmlose Einakter zogen das Programm fast zu sehr in die Länge. E. S.

Kammermusikabende des Malcherquartettes

Wenn wir auf diese herzerfreuenden Abende zurückblicken können wir folgendes feststellen:

Der erste Abend stand im Zeichen des langsam Aneinandergewöhnens, im Suchen nach einem ausgeglicheneren Spiel. Der zweite war ein entschiedener Fortschritt mit der außerordentlichen Leistung des Schubertstreichquintettes. Der Höhepunkt war der dritte Abend und an diesem selbst das prachtvoll gespielte Klarinettenquintett von Brahms. Der letzte Abend fiel ab. Man fühlte

heraus: für diesen Abend war zu wenig geübt, trotzdem sich Hans Hornung, als Cellist und Eugen Weiß als Bratschist gut in den Rahmen fügten. Wenn auch an diesem Abend manches ein reiner Genuß war, wie das entzückende Mozartquartett, so war das Sextet von Brahms und das Quartett von Grieg nicht ausgereift. Man vermied die hohe Gediegenheit vom dritten Abend.

Jedenfalls verdienen die vier Aufführungen Lob und unsern Dank. Es war keine leichte Aufgabe, die gestellt war und wenn auch nicht alles vollkommen gebracht wurde, so war das Niveau durchwegs auf einer bedeutenden Stufe.

Die Mitwirkenden: Malcher, als anerkannte Qualität, drückte den Abenden seine Bedeutung auf, Herr Moldrik und Herr Biemel fügten sich mit kräftiger, gesunder Tongebung und hoher Musikalität vollkommen in das Ensemble. Herr Jaslik als 2. Geiger tat ebenfalls sein Möglichstes.

Wir begrüßen auch hiemit das Zustandekommen dieser Abende, die eine willkommene und auf hoher Stufe stehende Bereicherung unseres Musiklebens waren und hoffen, daß wir uns dieses Quartettes baldigst wieder erfreuen können.

Lehrerstreik

Den klugen Worten und wohlwollenden Versprechungen unseres Bischofs ist es gelungen die Lehrer zum Beenden des Streikes zu bewegen. Sie haben die Arbeit sofort aufgenommen. Somit schließen wir auch unsere Aktion, freuen uns, daß die Sache gütlich geschlichtet worden ist und hoffen, daß unsere Landeskirche alles tun wird, um den Lehrern ein menschenwürdiges Leben zu ermöglichen.

Unser erster Kammermusikabend

der am 14. stattfand kann in jeder Beziehung als gelungen bezeichnet werden. Eine eingehendere Besprechung bringen wir im nächsten Heft. Wir stellen aber schon jetzt den anhaltenden, überaus herzlichen Beifall der zahlreich erschienenen Zuhörer fest und geben unserer Freude darüber Ausdruck, daß unsere kulturellen Bemühungen so freundliche Anerkennung gefunden.

Unser erster Liederabend

Das Programm des am 28. Januar, abends 8 Uhr in der Aula des Honterusgymnasiums stattfindenden Liederabends ist folgendes:

I.

1. J. Brahms: Erinnerung. 2. J. Brahms: Nicht mehr zu dir zu gehen. 3. M. Reger: Maria Wiegenlied. 4. H. Wolf: Über Nacht. 5. R. Kamrath: Meine Seele. 6. J. Brahms: Wie komm ich denn. Gesungen von Frau Sulla Dörtschlag.

II.

Volkslieder aus dem 15. Jahrhundert bis auf unsere Tage. Zur Laute gesungen von Dr. Wilhelm Kopf.

III.

- J. Brahms: Mainacht. H. Wolf: Heimweh. H. Pfitzner: Wie Frühlingsahnung. J. Marx: Am Brunnen. Gesungen von Frau Josefina Breß-Baumann. Am Klavier, Emil Honigberger.

Zensuriert von Vasile Neguţ Professor.

Alle Freunde des „Neuen Zieles“ werden ersucht, dieses in allen Caféhäusern, Restaurationen und Hotels zu verlangen. Probenummern werden jederzeit kostenlos zugeschickt.

Spezialwerkstätte für
Feinmechanik
HANS CLOOS
Kronstadt, Rosenanger Nr. 6
Reparaturen von Schreib-, Rechen- und Nähmaschinen, Apparaten, Instrumenten und sonstigen feinmechanischen Artikeln
Ständiges Lager von
Schreibmaschinen
u. den dazu gehörigen Bestandteilen

Werkstätte für kunstgewerbliche Holzarbeiten
Heinrich Tekles
Kronstadt
Waisenhausgasse 5.

Wilh. Hiemesch
Buchhandlung
Kunst-, Musikalien-, Schreibrequisiten und Lehrmittelhandlung. Grosse Auswahl von Touristenkarten und Ansichten von Kronstadt und Umgebung
Kronstadt
Kornzeile 7

Buchdruckerei und Buchbinderei
Brüder Schneider & Feminger
Kronstadt, Purzengasse 57
übernimmt alle in dieses Fach schlagende Arbeiten.

FRIDOLIN K. JIRKOVSKY
Herrenschneider
Kronstadt, Rossmarkt 2
Vornehme, tadellose, moderne Arbeit!
Pünktlich und preiswert!

Brüder Gust
Kronstadt
Kornzeile 8
Atelier- Heim- Blitzlichtaufnahmen
Vergrößerungen
u. s. w.

Kronstädter Werkstätte
Michael-Weißgasse 28.

Abendkleider
Straßenkleider
Kostüme
Mäntel
Sportkleider
Hauskleider
Umarbeitungen

Kunstgewerbliche Arbeiten.

Ludwig Miess
Lederhandlung
Kronstadt
Purzengasse Nr. 22.

Carl Kamner
 Spezialgeschäft für
 Haus u. Küchengeräte
Kronstadt
 Kornzeile 5.

5-6



Johann Siegens Wwe. Nachf.
 Königl. rumänisch. Hoflieferanten
 Zwieback-, Brot- und Luxusbäckerei.
 Landesprodukten.
KRONSTADT, Rosenanger 17.

5-6

Josef Grimm
 Fabrik für Bautischler-
 arbeiten und Möbel
Kronstadt
 Rumänische Kirchengasse 101.

3-24

Johann Kowalek
 Kunst- und Möbel-
 tischler
Kronstadt
 Breiter Bach 12.

6-6

Hotel
 Aktiengesellschaft
Hotel „Krone“
Kronstadt
 Haus ersten Ranges
Caffee-Restaurant

6-24

Geschäftseröffnung.
 Ich beehre mich ergebenst mitzu-
 teilen, daß ich in **Kronstadt,**
Johannissgasse 20 eine
Optische Werkstätte
 eröffnet habe.
 Ich übernehme alle in das Fach schla-
 genden Reparaturen von Augengläsern,
 ärztl. Instrumenten, photographischen
 Apparaten und dgl.
 Indem ich um gütigen Zuspruch
 bitte, zeichne ich hochachtungsvoll
Karl Illyés.

5-6

Dr. RIEMERS
Sanatorium
 für Leichtlungenkranke
 in **Kronstadt**
 Physikalisch diätetische Therapie.
 Chirurgische Behandlung von Lungenkranken.
 : **Künstlicher** :
Pneumothorax.

5-6

Konditorei
Friedrich Flagners nach-
 folg.
 HEINRICH HERMANN
 Kronstadt, Klosterg. 12.
 Erstklassiges Gebäck,
 Chokolade, Kakao.
 Täglich frisches
Teegebäck.

5-12

G. A. REISSENBERGER
 Mediasch
 Verlags- und Sortimentsbuch-
 handlung, Schreibwaren,
 Papierwaren
 Buchdruckerei
 Buchbinderei und Präge

3-6

Salami- und Selchwarenerzeugung
Heinrich Kleverkaus
Kronstadt, Hirschergasse

 empfiehlt täglich frische
vorzügliche
Wurstwaren.

5-6

Jekelius & Stotz
 Glas- Porzellan- und
 Lampen-Handlung
Kronstadt
 Purzengasse Nr. 19

6-6

Johann Hubbes
 Werkstätte für moderne Möbel,
 Bau, Portale u. Innendekoration
Kronstadt
 Langgasse 149—151

3-12

LANG, ROSENTHAL & PALMHERT



Steingut,
Glas, Porzellan,
Tafelglas, Spiegel, Lampen,
Bilderrahmen, China-
silberwaren usw.
Import-Export.



Brasov — Kronstadt — Brassó

Telegramme: Laropa, Brasov ■ Filiale: Nagyenyed ■ Telephon Nr. 159

Demeter Gärtner & Comp

Technisches Bureau
u. Bauunternehmung
Cementwaren und
Kunststeinfabrik

== KRONSTADT. ==

5-6

Werkstätte für Kunst-
möbel und Innendeko-
ration, Portal- und Bau-
tischlerei

Brüder Friedsmann

Schwarzgasse 66 - 68.

7-12



BITTE
SCHUTZMARKE
UND
ORIGINALPACKUNG
GENAU ZU

BEACHTEN
U. NACHAHMUN-
GEN
ZURÜCKZU
WEISEN

ERSTE SIEBENBÜRGER
DELIKATESS-HONIGKUCHEN,
BISQUITS U. KAKES-FABRIK
RUDOLF ELGES SÖHNE
KRONSTADT
LANGGASSE 40

EXPORT! FILIALE: BUCAREST
STR. BUCUR. NR. 12

2

Graphische Kunstanstalt
G. LEHMANN & SOHN HEINRICH

Kronstadt

Burggasse 134-136.

erzeugt als Spezialität:

Diplome, Plakate, Aktien,
Geschäftspapiere, Apotheker-
Packungen, Etiketten etc.

6

Buchhandlung

Eduard Kerschner

Kronstadt

Ankauf moderner Romane und
Klassiker-Ausgaben

6-12

Schriftleitung und Verantwortung: Emil Honigberger, Kronstadt, Burggasse 7. — Eigentümer: Neue Zielgesellschaft. — Kommissionsverlag:
Buchhandlung E. Kerschner, Kronstadt. — Jahresvormerkung K 72 — Einzelnummer K 4 — Anzeigen 1/2 Seite für 1/4 Jahr K 100
Alle Rechte vorbehalten. — Buchdruck: Brüder Schneider & Teminger, Steindruck: G. Lehmann & Sohn Heinrich.